



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Ende Juli.

Das Brief-Geheimniß und die Zeitungscorrespondenten. — Die Censur auf Reisen. — Zur Charakteristik Emil Devrient's. — Saison. — Marx und das Burgtheater. — Poforny. — Dramatische Regierungsräthe und politische Ideen.

Wir haben hier sehr lachen müssen über die Erklärung des englischen Ministeriums im Unterhause: daß auch Oesterreich das Briefgeheimniß nicht achte, sondern die Briefe auf der Post, so oft es ihm gut dünkt, öffne. Du mein Gott! Wenn England an Oesterreich sich ein Beispiel in solchen Dingen nehmen will, da wollen wir ihm eine schöne Liste von noch ganz anderen Sachen schicken! Oesterreich — hieß es ferner in den bekannten Unterhausverhandlungen — öffnet die Briefe ohne Scheu, aber es drückt in solchem Falle nicht das frühere Siegel, sondern das Postsiegel darauf. Wer nur die Engländer so genau unterrichtet hat! Ich wünschte, daß einer dieser hochweisen Unterhausmänner hier das gefährliche Geschäft eines Correspondenten für deutsche Blätter einige Wochen ausüben möchte, dann würde er bald wissen, daß das Postsiegel nicht immer geöffneten Briefen aufgedrückt wird. —

Uebrigens ist dieser Monat ein wahrer Wonnemonat für Wiener Zeitungscorrespondenten; nicht nur, daß der neue Zolltarif und die Prager Arbeiterunruhen lang entbehrte Stoffe liefern, es ist auch die Kaze aus dem Hause, und die armen geängstigten Mäuschen können sich ein bene thun. Mit anderen Worten: die Censur ist auf Reisen und braucht theils in irgend einem Badeort die Kur gegen Blutaufregungen und Hypochondrie, theils sucht sie sich durch Reiseanschauungen über deutsche Bewegungen zu belehren. Möge sie was lernen, unsere gute Censur; alt genug ist sie dazu. —

Emil Devrient spielt jetzt bei Carl im Theater an der Wien mit ungeheurerem Beifall. Es erklärt sich jetzt, warum dieser vortreffliche Künstler am Burgtheater nicht so durchgegriffen hat, als zu erwarten stand. Emil Devrient ist einer jener Schauspieler, die glänzender allein, als im Ensemble sich bewegen. Durch einen großen Theil des Jahres auf Gastrollen reisend, bildete sich bei ihm jene Art von Darstellung aus, wie in den Porträten von Van Dyk, wo der Hintergrund ein dunkler bleibt, damit das ganze Licht auf die Haupttheile des Körpers fällt. Emil Devrient ist gewöhnt, sich selbst als den Mittelpunkt eines ganzen Abends zu betrachten, und er hat dazu alle Gaben der Natur und alle Resultate langer Studien. Aber an einer guten Bühne, wie am Théâtre français und am Hofburgtheater verlangt man noch eine dritte untergeordnete, aber nöthige Eigenschaft, nämlich Selbstverläugnung. Der beste Schauspieler darf da nicht mehr als eine Ziffer in der Mitte anderer Ziffern sein, zusammen erst soll eine Summe daraus werden. Wäre Devrient Mitglied unseres Burgtheaters, so würde er in den ersten vierzehn Tagen seine Stellung und die Traditionen dieses Theaters erfaßt haben und dann vom Publicum um so mehr verstanden werden. Im Theater an der Wien, wo das Publicum kein Ensemble erwartet, sondern alle Aufmerksamkeit den Qualitäten des einzelnen Schauspielers zuwendet, da ist Devrient die vollkommene Anerkennung geworden, die ihm gebührt. — Baifon, der im Durchschnitte an Emil Devrient sich herangebildet hat, kam bei seinem Gastspiele der Umstand zu Gute, daß das Publicum mit geringeren Ansprüchen in's Theater ging und mehr fand, als es suchte; obgleich zwischen ihm und Devrient noch viel Baumwolle zu legen ist. Der Schauspieler Marr geht vom Burgtheater ab, um bei dem neuen Theater in Leipzig einen Platz einzunehmen. Es ist dies ein ziemlich seltener Fall, der aber bei einem strebsamen Schauspieler leicht zu erklären ist. Marr hat hier nicht das Rollenfach und allmählig auch nicht die Laune gefunden, um die Gunst des Publicums sich zu erwerben. Er war ein unbeliebtes Mitglied, und es gereicht ihm zur Ehre, daß er lieber seine Stelle aufgegeben hat, als länger in dieser Situation zu verharren. Sein Contract lautete auf neun Jahre. Er war von Deinhardstein engagirt worden; Herr von Holbein hatte jedoch Schwierigkeiten gemacht, als nach den contractmäßigen ersten zwei Jahren das Anstellungsdecret dem Kaiser zur Unterschrift hätte vorgelegt werden sollen. Ein Prozeß, der sicherlich zu Gunsten Marr's ausgefallen wäre, stand in Aussicht; es wurde jedoch der Mittelweg eingeschlagen, daß Marr vom Burgtheater abgeht und dafür eine Entschädigung von 6000 Gulden E. M. erhält. — Weil ich gerade von Theaterdingen spreche, so muß ich zwei Angaben eines Ihrer Correspondenten berichtigen. Es ist keineswegs entschieden, daß Herr Pokorny die Direction des Rätthentheaters

erhält; vielmehr soll der bisherige Pächter Ballochini wieder von Neuem einrücken. Traurig genug! Ferner ist Deinhardstein's Modestus keineswegs so erfolglos ausgefallen, daß er bloß drei Mal gegeben wurde. Dieses Lustspiel hat große Vorzüge, wenn auch der Plan nicht zu den neuen Erfindungen zählt. Es ist ein Ausfluß der Reaction, die in neuerer Zeit in ganz Oesterreich gegen das überbestellte Beamtenwesen sich manifestirt. Es ist bemerkenswerth, daß Halm und Deinhardstein, beide Regierungsräthe! in ihren zwei besten Productionen einen Anlauf zum politischen Drama genommen haben. Der „Sampiero“ wie der „Modestus“ haben eine bestimmte politische Idee zu Grunde liegen, die, wenn sie unter andern Censurverhältnissen ihre Ausführung erhalten hätte, mit scharfen Spizen ihr Ziel getroffen haben würde. Der Wille war gut — aber das Fleisch ist schwach, oder vielmehr es mußte geschwächt werden, die Spizen mußten schüchtern in allgemeine, censurfähige Andeutungen abgestumpft werden, und der politische Mutter-Gedanke wird nur von dem Kritiker, nicht aber vom Publicum entdeckt. Um so eher ist es hier die Pflicht des Lesers, auf die Intention des Dichters aufmerksam zu machen, da es für die geistigen Richtungen, die in Oesterreich in letzterer Zeit sich ankündigen, charakteristisch ist, daß zwei höhere Staatsbeamte, wovon der eine Neffe des Bundestagspräsidenten und der andere beideter Censor ist, innerlich zu Ideen und Stoffen getrieben werden, in denen alle die modernen Elemente leben und weben, die mit ihrer äußern Stellung im Widerspruche sind.

G. —

II.

Aus Berlin.

I.

Der Zollverein und Belgien. — Schlägst Du meinen Juden, so schlag ich Deinen Juden. — Cartel zwischen Preußen und Luxemburg. — Herr de Blochhausen. — Der Nationalverein und die Censur. — Russische Zügel in Deutschland.

Die „Grenzboten“, ihrer anfänglichen Bestimmung nach deutsche Boten von den uns entfremdeten vlaemischen Brüdern jenseits der Grenze, haben zunächst wohl noch die Pflicht, Note zu nehmen von dem, was an dieser Grenze sich ereignet, und so müssen sie denn auch mit Bedauern berichten, daß der deutsche Zollverein sich veranlaßt gesehen, an jener Grenze einen neuen Schlagbaum zu errichten und den durch die rheinisch-belgische Eisenbahn so schön vermittelten und erleichterten Verkehr der beiden Nachbarvölker wieder zu erschweren. Eine königl. preuß. Cabinetsordre vom 21. Juni bestimmt nämlich, daß das von Belgien eingehende Eisen, sowohl in

roher, als bereits verarbeiteter Gestalt, sofort einem höhern Zoll als bisher zu unterwerfen sei und vom 1. September ab, wo auch für englisches, schwedisches und anderes ausländisches Eisen eine höhere Besteuerung eintritt, noch fünfzig Procent mehr an Steuer entrichten soll, als das Eisen des übrigen Auslandes. „Diese letztere Anordnung“, heißt es wörtlich in jener Cabinetsordre, „soll außer Wirksamkeit treten, wenn die von der königl. belgischen Regierung dazu gegebene Veranlassung wegfällt.“ Also „Karnickel hat angefangen“, wie man auf Berlinisch zu sagen pflegt. Belgien will nämlich die deutschen Mosel- und Rheinweine so wie die in Elberfeld, Krefeld und Berlin fabricirten Seidenwaaren nicht mehr zu demselben ermäßigten Zollsätze zulassen, zu welchem es die Bordeaux- und Champagner-Weine, so wie die Lpouer Seidenwaaren zuläßt. Hier ist also das bekannte Wort in Anwendung gebracht: „Schlägst Du meinen Juden, so schlag ich Deinen Juden.“ Es fragt sich nur, wie dabei die christlichen Consumenten fahren und ob der christlich-germanische Staat gegen einen andern, wenn auch nur halb germanischen, doch ganz christlichen Staat solche Grundsätze in Anwendung bringen darf. Wir bezweifeln übrigens sehr, daß die vom Zollverein angewandte Retorsion in Belgien die erwarteten Folgen haben werde; wenigstens hat man bis jetzt noch nicht vernommen, daß sich Frankreich durch die im vorigen Jahre stattgefundene deutsche Zollerhöhung einiger Pariser Modeartikel habe bewegen lassen, die von ihm gegen Deutschland in Anwendung gebrachten Differentialzölle zurückzunehmen.

Ein ganz ähnlicher Cartelvertrag, wie kürzlich zwischen Preußen und Rußland, ist jetzt auch zwischen Preußen und dem Großherzogthum Luxemburg abgeschlossen worden. Auf Deserteurs brauchte dieser Vertrag nicht ausgedehnt zu werden, weil ein Cartel über die Auslieferung derselben schon durch die Bundesverfassung zwischen allen zum deutschen Bunde gehörenden Staaten besteht. Die einzige Merkwürdigkeit an diesem Vertrag ist übrigens, daß ein deutscher Freiherr, der Staatskanzler für das deutsche Großherzogthum Luxemburg, unter einer in deutscher Sprache abgefaßten Urkunde seinen Namen nicht anders als „de Blochhausen“ unterzeichnet. Es ist dies ein recht charakteristisches Merkmal von dem französischen Wesen in Luxemburg, das auch durch die jetzt dort begründete ultrakatholisch-absolutistisch-deutsche Zeitung schwerlich wieder germanisirt werden wird.

Ad vocem germanisiren muß ich doch auch des von den Herren Wöniger, Firmenich und von Holzendorff beabsichtigten Vereins zur Erhaltung der deutschen Nationalität gedenken. Von diesem Verein hat man bisher Manches in auswärtigen, aber noch kein Wort in hiesigen Blättern gelesen, und nun hören wir, daß wir diesen Umstand unserer Censur zu verdanken haben, welche den Druck der Aufforderung zur Begründung jenes Unternehmens nicht eher gestat-

ten wollte, als bis dasselbe die Genehmigung der Regierung erhalten. Diese Genehmigung soll jedoch eben so wenig zu erwarten sein, wie die des ebenfalls projectirten Vereins zur Hebung der niederen Volksklassen, welcher zunächst für dieselben eine neue Zeitschrift herausgeben wollte, um dadurch wo möglich die zahllosen kleinen Blätter zu verdrängen, die hier ohne allen Plan und höheren Zweck, blos zur Befriedigung der schalsten Lesesucht herausgegeben werden.

In diesen Tagen sind hier vor dem königlichen Schlosse, dem sogenannten Lustgarten gegenüber, die beiden in Erz gegossenen Rosse mit ihren russischen Führern aufgestellt worden, welche der Kaiser Nikolaus unserm Könige zum Geschenke gemacht hat. Die Rosse, eine Arbeit des bekannten Pferde-Sculptors, Baron Klot von Jürgenburg, werden allgemein bewundert, nicht so jedoch die Russen, die hier mitten in Deutschland den Zügel führen. Die Heldengestalt des großen Kurfürsten, die auf der anderen Seite des Schlosses hoch zu Rosse sitzt, soll, seitdem die Russen ihm so nahe stehen, die eherne Hand an das Schwert gelegt haben.

Iustus.

2. *)

Kunstzustände. — Die Professoren der Akademie. — Der alte Titian und seine Schüler; fiat applicatio! — Die Ausstellung des Kunstvereins. — Landschaften, Genrebilder und Studien. — Die Bossische Zeitung und „die beschmutzte Leinwand.“ — De Biefve und Lessing.

Seit der großen Ausstellung von 1842 war es fast ganz still im Kunstleben, nur zuweilen kam ein Fremdling aus Düsseldorf, Belgien, Frankreich, der eine Zeit lang die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde in Anspruch nahm. Sonst aber konnte man nicht bemerken, daß man in einer Stadt lebe, welche eine Akademie hat, die noch an vierhundert Maler zählt, von denen beinahe die Hälfte Professoren sind, und daß man in Berlin sei, der Hauptstadt von Norddeutschland, wo ein kunstsinziger Herrscher die Künste zu erheben suchen **soll** zu der Höhe einstiger Bedeutsamkeit! — Wenn ich Die sehen könnte, welche diese Worte lesen, so würde ich ein schmerzlich bitteres Lächeln bemerken, das ihre Lippen umspielt, wenn sie nämlich Eingeweihte in den Kunstzuständen der Gegenwart, d. h. wenn sie Künstler oder wahre Kunstliebhaber sind.

Berlin hat kein Kunstleben, wenn es auch Freskogemälde und Christusse in der Vorhölle malt, und Berlin wird kein Kunstleben haben, ehe man nicht zu der Ueberzeugung kommt, daß junge kräftige Talente, welche in die Zeit hinein gehören, bedeutsamer und gewaltiger für den Fortschritt sind, als alte, welche einst groß

*) Von einem andern Correspondenten.

waren, weil in einer Zeit, die noch schlechter war, als die unsre. — Auch die Kunst ist nicht göttlich frei genug auf der Welt, daß ihr Jünger nicht unter dem Einflusse des Alters stehen sollte. Als Titian als Greis seine herrlichsten Schöpfungen wieder zusammenholte, um sie, wie er sagte, zu verbessern, da gaben ihm seine Schüler, die nun klüger waren, als er, einen Firniß, der die Farben nur ganz leicht verband, den sie nach seinem Tode, wie es auch wirklich geschah, mit sammt der neuen Sudelei herunterwaschen konnten. — Das war so klug und schön, so innig und kunstverständlich, daß es fast aussieht, als sei es in unserem Jahrhundert passiert! Dennoch sind in Berlin in neuester Zeit Fortschritte geschehen, wenn auch nur solche, die auf das äußere Wesen der Kunst hingehen. Ich meine damit zwei permanente Ausstellungen, welche vom Kunstverein und vom Kunsthändler Kuhr veranstaltet wurden.

Der Kunstverein stellt in einem eigens dazu bestimmten Locale die Bilder aus, welche ihm Jahr aus, Jahr ein zum Kauf angeboten werden. Das ist ein Fortschritt, aber kein genügender, insofern nicht Jedem erlaubt ist, die Bilder zu sehen. — Der Kunsthändler Kuhr hat ein brillantes Local eröffnet, in dem er die Werke einheimischer und ausländischer Künstler, die ihm zum Verkaufe eingesandt sind, ausstellt. Hier steht Jedem der Eintritt gegen ein jährliches Abonnement, oder gegen ein einzelnes Entrée frei.

Ich will mich heute mit den Werken beschäftigen, welche der Verein der preussischen Kunstfreunde zur Verloosung angekauft und in der Akademie ausgestellt hat. — Man hätte voraussetzen können, daß der Verein durch das lange Ausgestelltsein der angekauften Bilder zu deren richtiger Erkenntniß hätte kommen müssen. Aber leider geschah das nicht; — der Verein hat lange nicht so viel Mittelmäßiges, ja so einzig Schlechtes gekauft. — Ein Bild von Cybel, eine Scene aus Walter Scott's Roman Woodstock, schien Liebling der Menge geworden zu sein, weil alte, ehrwürdige und jugendliche schöne Gesichter darauf sind. Wir übersehen die Vorzüge des Bildes durchaus nicht, können aber vor Allem die Eintönigkeit der Beleuchtung nicht begreifen, welche in dem Bilde herrscht. Warum trifft alle Figuren ein und dasselbe Licht? . . . warum sitzt nicht eine oder die andere im Schatten? — Ein zweiter Fehler, den ein Maler wie Cybel doch nicht machen sollte, ist die an einzelnen Stellen pastose Behandlung des dunklen Hintergrundes. Das Auge wird durch solche Glanzlichter im Schatten, welcher gerade hier auffallend viel waren, so verwirrt, so abgeleitet, daß es vom wahren Licht des Bildes, das ist die Handlung, abkommt. — Ein Pferde Rennen von Steffek ist eines jener südlich kräftigen Bilder, deren Stammvater der leider zu früh geschiedene Leopold Robert, der begeisterte Prophet der Campagna, ist. — Ein Schäfer mit seiner Herde von Otto

Meyer zeigt den Einfluß Robert's noch mehr, denn es geht selbst in sein Genre hinein, aber der Einfluß ist ein günstiger, weil Robert vielleicht der bedeutendste Maler des Jahrhunderts war. — Die Lauscherin von C. Meierheim ist in der überaus delicatesen Manier dieses Malers, die ihn zum Liebling des Publicums macht. Hier ist sie wirklich an ihrer Stelle und das Bild eines seiner schönsten. Unter den Landschaften, Marinen und Prospecten ist einiges Verdienstvolle, aber auch Einiges, was seiner furchtbaren Schlechtigkeit wegen gesehen zu werden verdient. Agricola's Ansicht von Capri hat die glückliche Farbe, die ihm stets eigen ist; aber die Stimmung ist nicht so durchgehend, wie wir sie sonst von ihm gewohnt sind. — Der Abend auf dem Riesengebirge von Behrendsen hat dagegen sein größtes Verdienst in der Stimmung und in der fecken, dreisten Ausführung. Das eigentliche Prädicat Bild können wir ihm jedoch nicht zugestehen. Es ist eine höchst glückliche Studie, die freilich besser ist, als manches Bild. — Die Abendlandschaft von Wegener ist ein Bild, denn das ist keine Ansicht, keine Studie. . . sondern eine Composition. Nimmt man dazu, daß die schönste abendliche Stimmung den Beschauer auch nicht einen Augenblick frei läßt, so erkennt man in diesem kleinen Bilde einen der besten Ankäufe des Vereins.

Wir kommen jetzt zu einem Maler, der uns seit Jahren, so lange er nämlich in Berlin ist, mit einer Masse von Bildern beehrt hat, deren durchgehender Gedanke in einem einzigen hinreichend auszusprechen ist, und der sich somit in allen wiederholt. Wir meinen Eichhorn. Wenn wir Gedanke sagen, so ist das eigentlich ungerecht, denn wir können diesem Maler durchaus keinen Gedanken zugestehen. Er malt italienische und griechische Porträtlandschaften, den Tempel des Jupiter, die Villa d'Este, hier den St. Peter in Rom, aber Alles aus einem Topf, in einer und derselben Stimmung, in einer und derselben Nichtsagenheit. Die Palette Eichhorns ist feststehend, seine Farbenscala ist so zur Manier geworden, daß wir uns wundern, warum er nicht schon ein Buch über das Colorit geschrieben hat, worin es heißt: Den Himmel malt man so; eine Säule wird unbedingt diese Farbe bekommen. — Dennoch müssen wir gestehen, daß sein heutiges Bild: Ansicht des St. Peter in Rom zu den besseren gehört. Wir können nicht umhin, Eichhorn statt jeder ferneren Besprechung an einen Vorgänger zu erinnern, der ihm ein besseres Beispiel sein sollte: Canaletto. Einen noch unbedingteren Tadel haben wir, obgleich es uns leid thut, über zwei Andere auszusprechen. Hoguet gibt ebenfalls seit Jahren Marinen, deren eine der anderen auf's Haar in ihrer Schlechtigkeit gleicht. Hoguet kam aus Paris und brachte le Poitevin's und Isabey's Untugenden mit, ohne ihrer Eigenthümlichkeit theilhaftig geworden zu sein. Wir läugnen nicht, daß sein erstes Bild durch seine colossale Schmiererei Einen über den Hau-

fen warf. Sein zweites war noch stärker, und so ist er immer weiter auf einer Bahn fortgeschritten, hat sich eine Manier angewöhnt, wie wir sie fast noch nie sahen, so plump, so abgeschmackt und ungereimt. Und das nennt der Referent der einzigen Berliner Zeitung, welche sich ausführlich mit Kunstkritik beschäftigt, (der Bossischen) Freiheit der Ausführung. Aber er hat es wenigstens nicht ungestraft gethan. In derselben Zeitung erschien wenige Tage später eine zwar eingesandte, aber darum doch gute Annonce, die sich kurz, aber derb über die diesjährigen Ankäufe des Vereins aussprach. Es hieß darin: „Glaubt der Vorstand etwa, daß das Publicum eine beschmutzte Leinwand für ein Bild anseht, weil es ihm, dem Vorstand, gefällt, diese Sudelei mit dem Titel: Felsen an der englischen Küste, zu belegen?“ — Es ist der richtige Ausdruck, beschmutzte Leinwand. Wenn ein Anstreicher mit seinem Firniß Bilder malt, welche ein großer Verein kauft, muß die Kritik einer Eckensteherfaust gleichen. — Eine Parthie im Thiergarten von Dähling ist das dritte in diesem Bunde. Darüber läßt sich wenig sagen. Doch auch das läßt sich erklären . . . Wenn man der Sohn eines Professors der Akademie ist, kann man immerhin schülerhaft malen und seine Bilder doch an einen Verein verkaufen, unter dessen Vorstand mancher andere Professor sitzt. — Schließlich erwähnen wir noch ein kleines humoristisches Genrebild von Sonne: „Peter muß Lehrgeld zahlen“, mehrere architectonische Ansichten von Beckmann und Gärtner, welche von solchen Folien nur gehoben werden können.

Kupferstiche und Lithographien lassen wir unberührt, um noch wenige Worte über ein Bild des berühmten Belgiers de Bieffe zu sagen, dessen Compromiß der Edelleute so viel Aufsehen erregte und noch immer erregt. Es wurde für einen Berliner Sammler, wie man sagt, für den Preis von fünftausend Thalern gemalt, und wenn wir auch nicht sagen, daß dieser Preis unverdient ist, so müssen wir doch bedauern, daß ein einheimischer Künstler, Lessing, für seinen Fuß, ein Bild von viel gewaltigerer Bedeutung, abgesehen von dem vierfach größeren Format, nur eintausend Thaler mehr empfang. Das Bild ist historisch; der Gegenstand: der Abschluß des Friedens von Cambray (la paix des dames) durch Margarethe von Oesterreich, Statthalterin der Niederlande und Muhme Karl's V., mit Luise von Savoyen, Mutter Franz I. von Frankreich, am 3. August 1529. — Ueber die künstlerische Bedeutung der Handlung wollen wir nicht rechten. Der Friede ist unterzeichnet, die beiden ältlichen Frauen reichen sich sitzend über einen Tisch hinweg die Hände. Die Composition würde sich vortrefflich zu einer Medaille eignen, so grade, beinahe senkrecht grade und gleichförmig sitzen sich die beiden gegenüber; aber die Malerei ist aus der Vereinigung des Idealen der Italiener mit dem Realen der Niederländer hervorgegangen, und wahrlich! man

kommt kaum zum Lob, ... weil man bewundert. Da ist eine Ruhe, eine Würde in der kleinsten Kleinigkeit, die so unbedacht thut, daß sie der Augenblick geschaffen zu haben scheint; eine Gediegenheit, eine Pracht, die die Modellirung des Einzelnen bis aufs Höchste treibt. Van Dyk konnte nicht schöner malen, ... hier ist Rubens's Naturwahrheit, aber getrennt von seiner oft unverkennbaren, übertriebenen Derbheit. Es ist in diesem Bilde eine so künstlerische Anordnung und Ausführung des Beiwerkes, aber doch eine so verständige Mäßigung in Betreff der Hauptsache, daß das Auge mit wahren Vergnügen von dem Sammt und der Seide der Gewänder auf den wappengekrönten, vergoldeten Sessel übergeht. Das nennt man malen! wahrhaftig! ... das nennt man malen. — Warum kann Lessing nicht so coloriren, dann würde kein Streit mehr sein zwischen ihm und den Belgiern. Aber trotz dem soll und muß der Streit zu seinen Gunsten ausfallen, denn er vertritt die Richtung des Idealen, während seine Nachbarn der Apotheose des Fleisches huldigen!

In meinen nächsten Briefen werde ich auf das vorerwähnte neu eingerichtete Institut des Kunsthändlers Ruhr, auf die permanente Ausstellung einheimischer und fremder Bilder zum Verkauf eingehen.

III.

Notizen.

Noch einmal das Cartel! — Der Nationalverein. — Das Briefgeheimniß. — Der ewige Jude in Deutschland. — Der Ofteroder König. — St. Lavastus. — Pepita von Boas.

— Ueber die Cartelerneuerung zwischen Rußland und Preußen, welche von einigen tonangebenden Berliner Correspondenten mit Ruhe aufgenommen und beruhigend mitgetheilt wurde, erheben sich jetzt doch sehr besorgte, nichts weniger als preisende Stimmen. Die Erneuerung, heißt es, sei gar nicht mehr erwartet, ja für eine der gewöhnlichen Erfindungen der „schlechten Presse“ gehalten worden. Die „Weserzeitung“ bemerkt, es werde nun vorkommen, daß Deutsche gegen Deutsche auf die Jagd würden gehen müssen; in Polen gebe es eine große Anzahl von eingewanderten Deutschen, die ihren Glauben und ihre Sprache bewahrt hätten und sich nicht entschließen könnten, ihre deutsch erzogenen Söhne dem barbarischen russischen Militärdienst zu opfern; seit dem Erlöschen des vorigen Cartels seien die meisten dieser jungen Leute, aus einem großen Bezirk im Weichselthale, über die Grenze geflohen und gerettet worden, bis auf Einen, der das Unglück hatte, von den Kosaken erjagt zu werden und unter der Knute

zu sterben. Wie das nun werden sollte? — Die „Königliche Zeitung“ hebt hervor, welche Ungleichheit darin liege, daß der Preuße in Rußland nach dem russischen, der Russe in Preußen nach dem preussischen Gesetz bestraft werden solle; der Preuße könne demnach in Rußland wegen einer Zollgesetzübertretung nach Sibirien, der Russe in Preußen mit einer Geldstrafe loskommen u. s. w. Ferner seien mehrere Punkte des Cartels der zweideutigsten Auslegung fähig, und Rußland habe nur zu sehr die Mittel und den guten Willen, um die wenigen, aus Noth gemachten Concessionen durch nachträgliche Bestimmungen und Tariffsätze zu eludiren. Endlich — so urtheilen die am meisten Be-theiligten in Königsberg und anderen Grenzorten — sei das Cartel nur für Rußland, nur für den Gegner nothwendig — denn so müsse man einen Staat bezeichnen, der, bei allen Freundschaftsver-sicherungen und in Friedenszeiten, den Nachbar durch solche Grenz-Sperre und Plackereien schädige. Das Cartel sei wie ein ohne Noth und Schwertstreich geschlossener schlechter Frieden; denn die Handels-repressalien, die Preußen durch den Besitz der Weichselmündung zu Gebot gestanden, seien nicht einmal in Gedanken versucht worden. Statt der neulichen Ungelegenheiten aber, durch die russische Emigra-tion, werde man wohl noch schrecklichere Scenen an der Grenze erte-ben. — All diese nachträglichen Raisonnements werden das Cartel nicht mehr aufheben, aber sie deuten auf großen Sturm. Die Wohl-thaten des Vertrages müssen sich nun bald zeigen, und die öffentliche Meinung, die man beim Abschluß desselben etwas voreilig überhört, oder gar nicht gefragt zu haben scheint, wird bei dieser schmerzlichen Enttäuschung und bei der völligen Hoffnungslosigkeit auf eine Genug-thuung für die alten Unbilden, um so erbitterter an dem russisch-preussischen Bande zerren.

— Während man in Berlin (siehe unsere heutige Berliner Cor-respondenz Nro. 1.) dem von Firmenich, von Holkendorff und Wö-niger projectirten Nationalverein kaum die königliche Concession, ge-schweige besondern Schutz voraussagt, cursiren anderwärts ganz ent-gegengesetzte Randglossen zu diesem seltsamen Unternehmen. Da in-bessen die Berliner erst durch auswärtige Blätter davon erfuhren, so wäre es wohl möglich, daß sie auch über den Ursprung und mysteri-ösen Hintergrund der Aventure schlechtere Witterung hätten, als die Fernstehenden; jedenfalls hat die außerberlinische Ansicht viel innerliche Wahrscheinlichkeit, sie lautet ungefähr folgendermaßen: Also ist von Berlin aus wieder ein großer Trompetenschall erklingen durch die deutschen „Gauen“. Ein Nationalverein, mit allerhöchster Bewilligung und geheimer Protection, proclamirt sich mit Einem Male, wie auf festen Säulen gegründet, und bekennt den edlen Zweck, die Grenzen

Deutschlands (gegen Russen oder blos gegen Wälſche?) zu ſchützen, ſo wie die confeſſionelle Duldung (blos gegen Katholiken, oder auch gegen Proteſtanten?) im Innern des Vaterlandes zu befördern. Der Hauptgründer des Vereins iſt ein Günstling des gewefenen Kronprinzen, eine allerhöchſte Aufmunterung, vielleicht ſogar erſte Anregung iſt daher mehr als wahrſcheinlich; und ſchon ſoll eine ganze Schaar hochgeſtellter Beamten und Profefſoren dem Verein beigetreten ſein. Wie aber ſoll der patriotiſche Zweck erreicht werden? Auf ruhige, anſtändige Weiſe, d. h. vielleicht auch gar nicht. Die Gründer ſind, nach der „Würzburger Zeitung“, der Regierung eine Bürgſchaft, daß der Verein nicht „ausarten“, d. h. wohl, daß er Spaß verſtehen, daß er nicht etwa die Deutſchen in den Oſtſeeprovinzen oder die Polen in Waſchau gegen Rußland aufwiegeln, daß er überhaupt nicht mehr als zweckloſen und mit vollen Gläſern ſchönredend toaſtiren werde. Wem ſoll das frommen? Soll der Nation dadurch wirklich eine heilige Legion für Einheit und Freiheit herangebildet, ſollen nur einige Sorgenſtäbte für invalide politiſche Nachtwächter herbeigeſchaft, oder gar ſo eine Art kleine Tafelrunde für die um ihren Spaß gekommenen Ritter des Schwanenordens hergerichtet werden? Iſt es aber Ernst damit, ja ſpricht ſich, wie Einige behaupten, der mit Noth unzerdrückte Efel vor dem öſtlichen Nachbar darin aus, wozu die Geheimthuerei der Protectoren? Wozu die Faust im Sacke, wozu ohnmächtige Incognito-Demonſtrationen machen, die mit allen offenen Schritten in der auswärtigen Politik im vollſten Widerſpruch ſtehen? Wer ſo national fühlt, um Vereine jener Art im Ernst zu erfinden, wird nicht ſo ſehr Schwächling ſein, um blos hinter den Couliffen ein Biſchen Hofdemagogie und Nationalität zu ſpielen. Die Zeiten ſind ja nicht ſo gefährlich; die Gegner Deutschlands (die auswärtigen nämlich) nicht ſo übermächtig, wir leben nicht im Jahre 1809. Oder will man es weder Draußen, noch Innen verderben? Will man den Ideen der Nation durch Privatdilettanterei vergüten, was man in nur zu berechneter, trocken ernſthafter und praktiſcher Politik ihnen wegnimmt? Nein, das kann nicht Ernst ſein. Warum ließe man ſonſt nicht den natürlichſten offenen Nationalverein ungehindert walten? Warum würde man ſonſt das Volk überall in ſeinem Triebe nach freier Aſſociation beſchränken? Iſt die deutſche Preſſe nicht auch ein Verein für Deutschlands Wohl? Hatte die in Mainz projectirte Advocatenverſammlung etwa nicht nationale Zwecke? Wahrlich, es iſt zu wünſchen, daß die Spielerei gar nicht begonnen werde; beſſer troſtloſe Langeweile, als neue Illuſionen. Die einzige Frucht davon wäre, daß ſich das Ausland wieder einmal auf unſere Unkoſten luſtig machte. St. Petersburg hätte keine Furcht vor dieſem Verein, es wäre vielleicht nicht einmal darüber böſe; Paris würde

schadenfroh lächeln und der Briten, was wir da so langathmig zu bedenken geben, mit dem einzigen Worte: Humbug! abfertigen.

— Manches bürokratische Herz mag in stillem Triumph gepocht haben, bei den letzten Verhandlungen des englischen Parlaments über die Verletzung des Briefgeheimnisses; und manche Verächtlichkeitsfeder hätte wohl gern, — läge nicht ein zu schamloses Bekenntniß darin — höhnißch hingewiesen auf das freie Albion und gerufen: Seht, Ihr Thoren, auch dort gilt kein Briefgeheimniß, auch dort ist die Freiheit, von der Ihr fabelt, nicht sicher vor privilegirtem Einbruch am hellen lichten Tage. — Aber will man die britische Insel in diesem Punkt mit dem Festlande vergleichen, so werden immer noch so viel gewichtige Gründe, so viel wahre Freiheitsfelsen, in die englische Waagschale fallen, daß wir dagegen hoch in den vogelfreien Lüften zappeln. Ohne Zweifel sind in England zu allen Zeiten Briefe erbrochen worden; der Staatssecretär hat die gesetzliche Befugniß dazu, aber nur in jenen seltenen Fällen, wo die Sicherheit des Staates auf dem Spiele steht; sonst darf nur der Brief eines bereits in Anklagestand Versetzten arretirt und muß dann auch offen vor den Gerichtsschranken deponirt werden. So wurde es vom englischen Volke verstanden, so wurde es dem Herkommen und der nationalen Sitte gemäß gehalten. Der torvistische Staatssecretär Graham aber scheint von seiner Befugniß den ausgedehntesten Gebrauch, und zwar in auswärtigem Interesse, gemacht zu haben; und kaum wurde dies offenbar, so erhob sich auch die tiefste Entrüstung, die lebhafteste Agitation in allen Classen der Gesellschaft dagegen, wurden auch auf das Entschiedenste sichere Garantien und ausdrückliche Gesetze dawider verlangt. Was diesen Mißbrauch in den Augen des englischen Volkes noch gehässiger machte, daß er vorzugsweise gegen Flüchtlinge und gegen die Unterthanen fremder Staaten gerichtet war, — dem Briten selbst kann aus der Brieferoöffnung, bei dem dortigen Gerichtsverfahren, wenigstens keine polizeiliche Verfolgung erwachsen — das würde wohl bei uns hinreichen, die Spionage zu vertheidigen, wenn sie überhaupt einer Vertheidigung bedürfte. Ein italienischer Flüchtling, Mazzini, ein Geächteter, welcher der Großmuth englischer Institutionen seine Sicherheit und seine Existenz verdankt, konnte durch seine Anklagen einen Sturm gegen die Regierung des Landes heraufbeschwören, in welchem er ein geduldeter Fremdling ist. Eben so dürften sich wohl polnische Flüchtlinge in Preußen über die geheime Erbrechung ihrer Briefe beschweren? Zweifelt nur Ein Mensch auf dem Continent daran, daß die Regierung alle seine Privatgeheimnisse belauschen darf, daß sie die ausgedehnteste, gefährlichste und empörendste Geheimpolizei durch ihre Posten organisirt hat? Gibt es nicht Tausende,

die eine Scheu besitzen, sich in ihren Briefen an die vertrautesten Freunde in allen Dingen auszusprechen? Und doch wo fällt es Jemand ein, wo würde es gewagt, oder könnte es gewagt werden, darüber zu klagen? Mit wie leichtem Achselzucken, mit wie nonchalantem Nasenrumpfen würden die kleinen Premiers unserer kleinen sogenannten Verfassungsstaaten eine Beschwerde oder Anfrage der Opposition darüber abfertigen! Als in London die Brieferoöffnung zur Sprache kam, hat keine europäische Regierung, außer der französischen, es für nöthig gefunden, ihre Staatsbürger zu beruhigen und die Existenz einer Postinquisition in Abrede zu stellen; selbst Frankreich aber, welches durch Heuchelei der Tugend huldigte, ist minder freisinnig zu nennen, als das englische Ministerium, welches den Mißbrauch offen und ehrlich eingestand und — freilich, weil es muß — jeder Debatte darüber und jedem Reformantrag bereitwillig entgegenkommt. So unangenehm die Entdeckung wirkte, daß auch in England diese krummen Wege gebräuchlich sind, so erhebend ist das Schauspiel, welches die Agitation des englischen Publicums gegen die Briesspionage bietet; die zahllosen Petitionen und Protestationen aus allen Theilen des Landes und das geheime Untersuchungscomité werden die Frage nicht diesesmal erledigen, aber sie gewiß nicht wieder einschlafen lassen, bevor die Sache der Freiheit Genugthuung erhalten. Das englische Volk hat, in dem köstlichen Gefühl seiner Sicherheit und im Vertrauen auf seine Kraft, die Agitation gar nicht einseitig und grämlich, sondern auch mit altgewohntem gesundem Humor betrieben. Nicht bloß der Deputirte, der Journalist, der Gemeindebeamte, selbst Buchbinder und Kunsthändler geißelten in vielfach ergößlicher Weise das *Grahaming of Letters*. So wurden Oblaten verkauft mit witzigen Devisen, z. B. ein aufgesperrter Krokodilrachen mit der Unterschrift: Spazieren Sie nur gefälligst herein: eine gespannte Büchse mit den Worten: Nehmen Sie sich den Inhalt zu Herzen; ein Paar Handschellen: Möge es zu Ihren Händen kommen u. s. w. — Uebrigens wollen Kenner behaupten, daß die Londoner Briesspione wahre Neulinge und plumpe, recht unschuldige Stümper in ihrem Fache sind, da sie im Erbrechen und Wiederstiegeln noch eine höchst altmodische Methode befolgen, während die Kunst in anderen Großstädten die raffinirtesten Fortschritte gemacht hat.

— Der „ewige Jude“ von Sue verdient wahrlich nicht die grimmen Ausfälle, mit denen einige Zeitungen jetzt regelmäßig ihre Spalten füllen — die undankbaren Zeitungen! Es wäre vielmehr zu wünschen, daß die sämmtlichen achthundert namhaften deutschen Buchhändler verurtheilt würden, gleichzeitig das *Monstrebuch* zu übersetzen, zu drucken und dem Pariser Autor ein imaginäres *Monopol à la Koll-*

mann für zwölftausend Franken abzukaufen. Es wäre eine gute Lehre; eine kleine Lection wird auch, bei der vielfingerigen Concurrnz und dem schwachen Appetit, den im Ganzen das Publicum zeigt, nicht ausbleiben. Davon abgesehen aber, welche Komik, welche köstliche Narrheiten und Absurditäten bringt dieser juif errant in unser trübseelig ernstes und grämlich langweiliges Leben! Der Rattensfänger konnte unter den Kindern von Hameln keinen so allerliebsten Aufruhr hervorbringen, wie jener in dem ganzen Heer und Troß der freien deutschen Presse hervorruft. — So eben erfahren wir, daß in einer hiesigen Druckerei eine Extraausgabe des „ewigen Juden“ für alte Leute, nämlich mit sehr großen, soliden Buchstaben veranstaltet wird, so daß man sie bequem ohne Brille wird lesen können. Das ist einmal vernünftig. Warum sollte auch bloß die junge Generation die Segnungen des modernen Geistes genießen? Ist es nicht schön und rührend, daß nun auch Großväter und Großmütterchen mit zitternden Fingern nach der erquickenden Pariser Postille greifen und mit blöden Augen in das neue Morgenroth gucken, ohne die altmodische Brille auf die Nase zu setzen? Konnte sich das antike Sparta, kann sich das patriarchalische China einer zarteren Rücksicht für das Alter rühmen? Nur möchten wir, daß darum die Kindheit nicht vergessen wird; es wäre gewiß eine lohnende Speculation, den ewigen Juden extra für die buchstabirende Jugend herauszugeben, mit bescheidenen Illustrationen natürlich, die ja in unserer Zeit so beliebt sind, um die Wißbegier des kindlichen Publicums zu reizen; zugleich würde diese buchstabirende Jugend sich spielend einen guten deutschen Styl angewöhnen, denn die Uebung im Uebersetzen hat bei uns die Weshés und andern Stylisten in Masse hervorgebracht. Da fällt uns aber noch eine Speculation ein, auf die ein oder der andere deutsche Buchhändler gewiß reflectiren wird. Wie wäre es, wenn man den ewigen Juden, in ein verständliches Judenteutsch übertragen, mit hebräischen Lettern gedruckt, herausgäbe! In der nächsten Michaelismesse würde man an den polnischen Juden, die nach Leipzig kommen, reißende Abnehmer finden. Denn ist der ewige Jude nicht gewissermaßen auch ein Jude? Und was für einer! Ein recht alter und orthodoxer, der ihre Sympathien im höchsten Grade erwerben muß. Man brauchte nicht einmal bis zur Messe zu warten, sondern könnte einige tausend Exemplare sogleich über die Grenze schmuggeln, besonders unter die russischen Grenzjuden, die ohnehin eines Trostes bedürfen und, wenn sie die Leiden Morok's und des von den Bestien zerrissenen Pferdes läßen, gewiß die russische Knute für Bagatelle halten würden. — Genug, wir sind nicht undankbar gegen Sue und seinen juif errant; es ist ein guter, censurfähiger Stoff, wie er Einem nicht alle Tage geboten wird. Wir wünschten nur, daß Paris jedes Jahr, wenn

nicht eine Revolution, doch stets nur ein solches eclatantes Ereigniß lieferte. Wovon sollte man sonst in Deutschland leben? —

— Bei Besprechung der „hohen Braut“ von Heinrich König, macht Robert Heller in den „Rosen“ auf einen andern König, der auch etwas für's Volk gethan, den von Osterode nämlich, aufmerksam, welcher wegen seiner Anklage des Ministeriums Münster in Celle gefangen gewesen. Diese Art, selbst in rein literarischen Artikeln die Freuden und Leiden der politischen Welt nicht zu vergessen, ist für die heutige Journalistik bezeichnend, aber man kann sich diese Abschweifungen gefallen lassen, wenn sie in solchem Sinn und zu solchem Zweck geschehen. „Dr. König“, sagt Heller, „hat nach der Abbüßung seiner Strafe Nichts zurück erhalten, als seine auf einen gewissen Aufenthaltort beschränkte Freiheit. Er ist in zerrüttete Verhältnisse versetzt worden, von seiner juristischen Fähigkeit kann er nur noch als Schriftsteller Gebrauch machen, und auch in dieser Beziehung scheint ihm nur der alte Thüringer Freund treu geblieben zu sein, der ehemalige „Reichsanzeiger“, die jetzige „Nationalzeitung der Deutschen“ . . . „In einer Zeit, wo man den Männern, die ihrer Befinnung wegen mit ihrer bürgerlichen Stellung verfallen sind, glänzende Aufnahmen, Feste und Sammlungen bereitet, D'Connell's-Renten gewährt für Jordan's Familie, für Hach, für Jahn, sogar für einen Breslauer Professor, der ohne Familienverpflichtungen lebt und durch die Entziehung seiner Professur in keine schlimmere Lage gerathen ist, als in die, sich seinen Erwerb durch schriftstellerische Thätigkeit zu sichern, in einer solchen Zeit ist es wohl statthaft, an einen so schwer geprüften Mann zu erinnern, wie der Osteroder König. Allerdings kann er die deutschen Gauen nicht bereisen und sich persönlich vorstellen in Berlin und Leipzig, in Köln und in dem Frankfurt, wo der Bundestag sitzt.“ — Heller berührt damit eine schwache Seite unserer politischen Wohlthätigkeit. Wir sprechen oft sehr vornehm über den eiteln, theatralischen Patriotismus der Franzosen ab; sind wir aber besser? Muß uns das Unglück nicht auch erst in die Ohren schreien und Gelegenheit zu brillanten Demonstrationen geben? Mußte Jordan nicht erst ein ruinirter Mann sein, bevor man seiner dachte? Als König, ein bejahrter, kränklicher Mann, in dem feuchten Kerker von Celle saß und die harte Behandlung ihn zu tödten drohte, kamen einige ärmliche Spenden zusammen; seitdem ist er vergessen. König ist nicht nur Patriot, sondern auch ein kenntnißreicher Publizist und arbeitet unter schmerzlichen Entbehrungen an einem umfassenderen Werke. Es gibt ja so viele liberale Buchhändler in Deutschland, die in „Zeitgeschäften“ sich ein kleines Vermögen gesammelt haben. Warum bietet Keiner dem Dr. König eine helfende Hand? Wenn das nicht geschieht, sollte man das Publicum zu Subscriptionen auffordern.

— „St. Lavatus und die Physiognomen“ heißt ein fein und sinnig geschriebenes Sittenbild aus dem vorigen Jahrhundert von F. G. Kühne, welches das Morgenblatt mittheilt. Der berühmte Lavater war kein Poet von Bedeutung, aber ein poetischer Mensch, ein Prophet in seinen eigenen und in Vieler Augen, in den Augen unserer Zeit ein christlich-romantischer Schwärmer, mit einem Anflug von halb wissenschaftlicher, halb pleistischer Charlatanerie und Herrschsucht, was schon damals der gesunde Goethe zu spüren schien. — Dieser merkwürdige Schweizer nun tritt uns in dem Kühne'schen Bilde mit sprechender Aehnlichkeit und Treue, wie aus dem Rahmen eines alten Familiengemäldes mit lebensgroßen Figuren, entgegen. Die Erzählung ist sehr glücklich dem Sohn eines alten Reichsfürsten in den Mund gelegt, der die pedantische und patriarchalische gute alte Zeit repräsentirt, wo die Prinzen an unsern großen und kleinen Höfen eine Erziehung erhielten, welche französische Weltmannsbildung und reichsdeutsche Charakterstrenge vereinigen sollte. Der alte Reichsfürst ist ein Verstandesmensch, der über Jenseits und Unsterblichkeit in's Reine kommen will, und dabei ein physiognomischer Adept, wie es heute phrenologische gibt. Das Ganze ist eine Studie aus dem ersten Bande eines Romans, der in der Sturm- und Drangperiode spielt. Wir glauben, man kann von dieser neuesten Production Kühne's eine sehr werthvolle Bereicherung der modernen Literatur erwarten.

— Von Eduard Boas, den die Leser der Grenzboten als einen amnuthigen Erzähler und Touristen kennen, liegt uns ein sehr ansprechendes kleines Gedicht vor: „Pepita, italienische Idylle.“ (Leipzig, Verlag von Leopold Voss, 1844.) Vielleicht kennt es der Leser schon aus der „Zeitung für die Elegante Welt“, worin es früher in einzelnen Abtheilungen erschienen war. Es ist eine poetische Erinnerung aus Italien, dem Stoffe nach ein bloßes Genrebild, eine Skizze, die das Liebesabenteuer eines deutschen Doctors der Philosophie mit einem hesperischen Kinde, das zwar gern barfuß geht, aber voll Naivetät und Grazie ist, recht humoristisch zeichnet. Nur ist das metrische Kleidchen, das Boas dem Kinde umgehängt hat, etwas lose; viel loser als die Form von Heine's Utta Troll, an den auch die Seitenblicke auf seine heimischen Pappenheimer erinnern.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrá.